

Brigitte Liebelt

Die Vikarin

Margarete Hoffer –
Widerstand im Dritten Reich

Biografischer Roman

GerthMedien

Der Verlag weist ausdrücklich darauf hin, dass im Text enthaltene externe Links vom Verlag nur bis zum Zeitpunkt der Buchveröffentlichung eingesehen werden konnten. Auf spätere Veränderungen hat der Verlag keinerlei Einfluss. Eine Haftung des Verlags für externe Links ist stets ausgeschlossen.



© 2024 Gerth Medien
in der SCM Verlagsgruppe GmbH,
Berliner Ring 62, 35576 Wetzlar

Die Bibelzitate wurden folgender Übersetzung entnommen:
Lutherbibel, revidierter Text 1984, durchgesehene Ausgabe in neuer
Rechtschreibung, © 1999 Deutsche Bibelgesellschaft, Stuttgart

1. Auflage 2024
Bestell-Nr. 821051
ISBN 978-3-98695-051-4

Umschlaggestaltung: Hanni Plato
Umschlagfoto: Dr. Klaus Hoffer (Originalgemälde von Henriette Hoffer, Privatbesitz.
Abdruck mit freundlicher Genehmigung von Dr. Klaus Hoffer.)
Satz: satz-bau Leingärtner, Nabburg
Druck und Verarbeitung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany

www.gerth.de

*Das auf dem Buchcover abgebildete Gemälde ist
ein Original-Portrait von Margarete Hoffer,
gemalt von ihrer Mutter Henriette Hoffer in den 1930er-Jahren.*

*Das Bild befindet sich im Privatbesitz
der Familie Hoffer in Margaretes Elternhaus in Graz.*

*Ein ganz besonderer Dank gilt ihrem Neffen Dr. Klaus Hoffer
für die Abdruckgenehmigung des Kunstwerkes auf dem Buchtitel.*

*Wer hält stand?
Allein der, dem nicht seine Vernunft, sein Prinzip,
sein Gewissen, seine Freiheit,
seine Tugend der letzte Maßstab ist,
sondern der dies alles zu opfern bereit ist,
wenn er im Glauben und in alleiniger
Bindung an Gott zu gehorsamer und
verantwortlicher Tat gerufen ist,
der Verantwortliche,
dessen Leben nichts sein will als
eine Antwort auf Gottes Frage und Ruf.
Wo sind diese Verantwortlichen?*

Dietrich Bonhoeffer in »Widerstand und Ergebung«

Jahreslosung 1938:

Jesus Christus, gestern und heute und derselbe auch in Ewigkeit.

(Hebräer 13,8)

Wien, Januar 1938

Elly Haller war überzeugt davon, dass sie den größten Fehler ihres Lebens begangen hatte.

So leise wie möglich hatte sie die Wohnungstür hinter sich gezogen und war bereits auf dem ersten Treppenabsatz nach unten. Sie blieb stehen und lauschte angestrengt nach oben. Nein, sie hatten anscheinend nichts gemerkt. Bildete sie sich das nur ein, oder konnte sie die streitenden Stimmen noch erahnen? In der Küche hatten sie gestanden und sich angezischt, damit die Nichte im Kleinen Zimmer möglichst nichts mitbekam, aber im Eifer des Gefechts hatte Elly doch die Anklage der Tante herausgehört: »Mit diesem Auftrag wirst du uns alle noch ins Verderben reißen, Robert!« Gläser klirrten im Schrank, als der Onkel anscheinend mit der Faust auf das Eichenbüfett schlug, und dann hörte sie die Wut in seiner Stimme, die schier überkippte: »Ihr Deutschen habt uns das doch alles hier eingebrockt! Ihr seid doch alle gleich!«

An dieser Stelle hatte sie, ohne nachzudenken, ihren Mantel geschnappt und war aus der Wohnung geschlüpft. Ein Stockwerk über ihr wurde jetzt die Tür geräuschvoll zugeschlossen. Gleich würde die alte Frau Gruber bei Ellys Tante anschellen und fragen, warum das Mädchel aus Deutschland an diesem trüben Sonntag-nachmittag ganz allein mit offenem Mantel im Treppenhaus herumstand. Elly beeilte sich, nach unten zur Haustür zu kommen –

vorbei an dem Schaufenster mit der Aufschrift in geschwungenen Goldbuchstaben: »Robert Berger – Portraitfotografie« – und auch zur Sicherheit noch bis zur nächsten Straßenecke. Dort blieb sie erneut stehen und überlegte, was sie als Nächstes mit sich, dem rätselhaften Streit und diesem verdorbenen Nachmittag anfangen sollte.

Die Sonne hatte sich den ganzen Tag noch nicht blicken lassen, und das trübe Licht ließ die Gassen und Straßen der Wiener Josefsstadt grauer erscheinen, als sie waren. Zudem fegte ein kalter Ostwind, und in ihrem Sonntagskleid fing sie trotz des Mantels bereits jetzt an zu frieren.

Am besten war es wohl, erst einmal in Richtung Josefsstädter Straße zu gehen und die Auslagen im schicken Café Hummel zu bewundern.

Sie überlegte kurz, was sie an einem solchen Nachmittag wohl zu Hause in Deutschland angefangen hätte. Vermutlich hätte sie sich mit ihren Freundinnen getroffen, vielleicht wären sie eislaufen gegangen ... Sicher waren die anderen jetzt zusammen und hatten keine Ahnung, dass ausgerechnet Elly Haller, die alle um ihre Tante im prächtigen Wien beneideten, sich gerade am liebsten in den nächsten Zug nach Hause gesetzt hätte!

»Tante Julie hat einen komplizierten Armbruch«, hatte ihr Vater erklärt. »Sie und Onkel Robert würden sich freuen, wenn du sie eine Zeit lang im Haushalt und im Geschäft unterstützen würdest.« Das war an einem Abend im vergangenen Oktober gewesen, und ehe Elly sich's versah, saß sie mit Vaters braunem Koffer im Zug nach Wien. Zuerst hatte alles auch ganz gut angefangen. Tante Julie, die ältere Schwester ihres Vaters, hatte sie bis dahin kaum gekannt. Sie hatte schon vor Ellys Geburt einen österreichischen Fotografen geheiratet, lebte in einer schönen Wohnung in der Josefsstadt und ließ sich selten in ihrer schwäbischen Heimat blicken. Bis vor zwei Jahren hatte auch die Tausend-Mark-Sperre die Familie davon abgehalten, ihrerseits die Reise nach Österreich

anzutreten. Jeder Deutsche hatte damals noch eine Gebühr von 1000 Reichsmark zu entrichten, wenn er ins Nachbarland reisen wollte.

Jedenfalls war Elly nach ihrer Ankunft in Wien zutiefst beeindruckt gewesen von den prächtigen Straßenzügen, der Hofburg, dem Stephansdom und dem ganzen charmanten Flair, als Onkel Robert und Tante Julie sie herumgeführt hatten. In einem der großen Modegeschäfte hatte sie sich ein Prinzesskleid der allerneuesten Mode aussuchen dürfen, genau passend zu ihren blauen Augen, sodass sie überzeugt gewesen war, das ganz große Los gezogen zu haben.

Und erst der Prater! Diese vielen Fahrgeschäfte und Schießbuden, die Zuckerstände und das Riesenrad. Ihr waren schier die Augen übergegangen. Sie hatte das Gefühl gehabt, in ihrem Kleinstadtleben die Zeit bisher geradezu verschlafen zu haben. Doch nach dem ersten Überschwang war die Ernüchterung nur zu rasch gefolgt.

Onkel Robert lebte praktisch für sein Atelier. Er hatte sich als Portraitfotograf einen Namen gemacht und wurde mit Aufträgen überhäuft. Allerdings vermutete Elly, dass es ihm nur allzu recht war, Tag für Tag nach einem hastig in der Küche heruntergestürzten Kaffee die Wohnung zu verlassen und irgendwie jeden Abend später heimzukommen. Sie, Elly, war ja da und konnte sich um alles kümmern. Tante Julie schien der Auffassung zu sein, ihre Pflicht, die einzige Tochter ihres Bruders mit den Schönheiten der österreichischen Hauptstadt bekannt gemacht zu haben, nunmehr erfüllt zu haben. Denn für weitere Streifzüge durch die Stadt blieb Elly kaum Zeit. Entweder erteilte Tante Julie ihr Aufträge im Haushalt, bevor sie mit Nachdruck die Schlafzimmertür hinter sich schloss, oder sie lag mit geschlossenen Augen auf dem Sofa und ließ sich von ihrer Nichte stundenlang Romane vor-

lesen, die von Herzschmerz nur so triefen. Das war alles nicht ganz so, wie Elly es sich vorgestellt hatte, aber auch nicht wirklich schlimm. Irgendwann musste Tante Julie ja schließlich wieder gesund werden.

So richtig unangenehm waren allerdings die Diskussionen zwischen den Eheleuten, die sich häuften. Elly fand die gereizte Stimmung, der sie normalerweise kaum ausweichen konnte, von Tag zu Tag unerträglicher. Daheim, in Schwenningen am Neckar, hätte sie sich zu einer Freundin geflüchtet. Aber hier hatte sie bisher keine Möglichkeit gehabt, Mädchen ihres Alters kennenzulernen. Anfangs hatten Onkel und Tante gelegentlich Gäste eingeladen – zum Teil waren es Kunden oder Kollegen –, aber Tante Julie schien sich immer mehr in ihre eigene Welt zurückzuziehen. Elly konnte nicht erkennen, warum sie das tat. Hatte sie vor etwas Angst? Und wenn ja, wovor?

Eigentlich war doch in Wien die Welt noch in Ordnung: keine Aufmärsche, keine ständigen Sammlungen für die Winterhilfe, keine Aktionen des BDM – nichts von all den Dingen, die Ellys Leben in den letzten Jahren immer mehr geprägt hatten. Eigentlich war sie froh gewesen, mit alledem in Wien nicht mehr konfrontiert zu werden. Ihr Vater hatte zwar nichts dergleichen gesagt, aber Elly wusste, dass er auch deshalb ihre Reise nach Österreich unterstützt hatte, als es ihrer Mutter doch sehr schwerfiel, die einzige Tochter gehen zu lassen.

Inzwischen war Elly beim Café Hummel angekommen. Wiener Kaffeehäuser! Sie hatte Sachertorte gegessen, Melange getrunken und heiße Schokolade mit Obers – das war allerdings schon Monate her. Allein in ein Café zu gehen, wäre ihr natürlich nicht eingefallen, selbst wenn sie die Freizeit dazu gehabt hätte. Ihr wurde plötzlich bewusst, dass sie schon viel zu lange vor dem Schaufenster mit der hellen Markise stand und hineinstarrte, ohne wirklich etwas wahrzunehmen. Ein schick gekleidetes Paar streifte sie im Vorübergehen mit einem mitleidigen Blick. Die junge Frau mit

dem Pelzkragen und den gewellten blondierten Haaren hatte sich bei ihrem Begleiter eingehakt. Die zwei hatten einander. Elly gab sich einen Ruck. Hier herumzustehen und das Glück anderer mit anzusehen, war auch keine Lösung. Da war es doch besser, sich zurück in die Wohnung zu schleichen, sich die Finger in die Ohren zu stecken und zu lesen: »Puckis junge Ehe« ... Das Buch hatte ihr Ilse zum Abschied geschenkt.

Aber als sie eben die Haustür mit dem goldenen Löwenkopf als Türklopfer aufschließen wollte, trat Onkel Robert aus seinem Atelier. Er winkte sie zu sich. »Elly ...« Es war ihr unangenehm. Würde er ihr jetzt seine Version des Konflikts unterbreiten, um sie auf seine Seite zu ziehen? Sie trat einen Schritt zurück und murmelte etwas von »Nach Tante Julie sehen«. Er winkte ab. »Nachher.« Sein Gesicht war ernst, nicht zornig, und er sah aus wie ein Mensch, der wirklich etwas auf dem Herzen hatte. Schweigend steckte Elly ihren Schlüssel ein und folgte ihm in sein Atelier.

Dort war es schon dämmrig, der kurze Wintertag neigte sich bereits dem Ende entgegen. Im Hinterzimmer schloss Onkel Robert erst die Tür hinter ihnen, bevor er das Licht andrehte. »Setz dich, Elly.« Sie ließ den Mantel an, es war sowieso nicht geheizt. Mit nervösen Bewegungen zündete er sich eine Zigarette an, inhalierte kurz und sah sie dann direkt an: »Elly, was weißt du über die Politik der Nationalsozialisten?«

erlebt hatte. Es waren Sonderzüge eingesetzt worden, schon früh rollten Kolonnen von Autos, Lastkraftwagen und Autobussen an, dazu Motorräder und Fahrräder. Die Zeitung »Die Neckarquelle« berichtete von 25 000 Menschen. Die Leute waren größtenteils von weit hergekommen oder hergefahren worden, um ihrem Idol zu huldigen. Ganz klar: Elly ging mit – mit Abstand, aber neugierig. Die hohe Persönlichkeit allerdings bekam sie nicht zu Gesicht. Von Essen aus war Hitler mit dem Flugzeug gekommen, das mehrfach über der Stadt gekreist war, ehe es landete. Anschließend wurde der Führer im Auto weitertransportiert. Er traf erst nach 16 Uhr ein und ging direkt ins Zelt.

Die Polizei hatte gemeinsam mit der SA und SS im Vorfeld sogenannte »Steinewerfer, Hetzer und Rotes Pack« vertrieben, aber Plakatträger der Kommunisten zogen dennoch singend durch die Stadt. Wie man sich erzählte, hatte ein Kommunist aus Villingen in der Nacht zuvor das Zelt auf den Kienzle-Wiesen anzünden wollen und war von der SA zusammengeschlagen worden. Allerdings gelang es einem Schwenninger Kommunisten, Clemens Müller, das Mikrofonkabel vor der Großkundgebung durchzuschneiden – und statt Hitlers Stimme erklang aus den Lautsprechern stattdessen die Internationale, die alte Hymne der Arbeiterbewegung: »Völker, hört die Signale!«

Seit dem Besuch des Führers hatten sich weitere Parteiführer in Schwenningen sehen lassen: Goebbels, Strasser und der württembergische Kultminister Mergenthaler.¹

Die heimischen KPD, ihre Hilfsorganisationen sowie die SPD-nahe »Eiserne Front« blieben derweil nicht untätig, auch wenn sie durch Versammlungsverbote und Beschlagnahmung von Wahl-

1 In Württemberg lautete die Bezeichnung für den heutigen Kultusminister bis 1950 »Kultminister«.

drucksachen bereits erheblich behindert wurden. Eine geplante Waldkundgebung der oppositionellen Gruppen wurde vom württembergischen Innenminister verboten. Bei ihren Protestaktionen waren die Gegner der Nationalsozialisten noch uneins gewesen, es gab zwei getrennte Demonstrationzüge hin zum Marktplatz, aber dort fand am 4. März 1933 eine gemeinsame große Abschlusskundgebung statt. Die Hauptrede hielt der redegewandte SPD-Parteisekretär und Landtagsabgeordnete Karl Ruggaber. Ein letztes Mal versuchte er, seinen Genossen Mut zu machen: »Die Nächsten, die kommen, werden wir sein!« Zwei Wochen später wurde er in Stuttgart auf offener Straße verhaftet, im Lager auf dem ehemaligen Truppenübungsplatz Heuberg bei Stetten am kalten Markt drangsaliert und gedemütigt. Durch die Haft zog er sich ein Nierenleiden zu und starb im Januar 1936 an Nierenkrebs in Stuttgart.

Nach den Wahlen, bei denen freilich nur knapp 34 Prozent der Schwenninger Stimmen auf die NSDAP entfielen, ging dann alles sehr schnell. Am 8. März 1933 erschienen Verbände der örtlichen SA und SS vor dem Rathaus, um den Oberbürgermeister Otto Gönnerwein dazu zu bringen, die Hakenkreuzflagge zu hissen. Er protestierte zwar, leistete jedoch keinen Widerstand. Allerdings erzählte man sich danach, Gönnerwein habe gesagt, dies sei »die schwärzeste Stunde in seinem Leben« gewesen. Daraufhin wurde versucht, ihn als Bürgermeister abzusetzen, zumal als er bei seiner ersten Rede im Anschluss an die Reichstagswahl Hitler mit keinem Wort erwähnte und beim »Tag der nationalen Arbeit« am 1. Mai beim Singen des Horst-Wessel-Liedes den Arm nicht zum Hitlergruß hob.

Trotzdem blieb Gönnerwein vorerst Bürgermeister. Er wusste, dass er nur geduldet wurde und unter Beobachtung stand. Deshalb passte er sein Vokabular in der Öffentlichkeit den neuen Gegebenheiten an. Der eigentliche Grund für die Duldung Gönnerweins war, dass es in der NSDAP zu wenig Personal mit genügend

kommunalpolitischen Erfahrungen gab, als dass man auf den erfahrenen Politiker hätte verzichten können. Außerdem versprach man sich für das »rote« Schweningen von diesem Oberbürgermeister einen notwendigen ausgleichenden Einfluss.

Der Ortsgruppenführer der Schwenninger NSDAP, Hans Herrmann, nutzte die Gelegenheit im Anschluss an das Hissen der neuen Flagge und verkündete der unter schwarzen Regenschirmen versammelten Menge vom Balkon des Rathauses, ab jetzt werde mit den »bisherigen Zuständen in Deutschland aufgeräumt«. Ein Fackelzug marschierte durch die Bismarckstraße – ganz in der Nähe von Ellys Elternhaus in der Scharnhorststraße –, den sie irgendwie faszinierend und abstoßend zugleich fand. Die Bahnhofstraße auf ihrem Schulweg wurde in Hindenburgstraße umbenannt, die vor dem Gasthof »Bären« mit der Bärenbrauerei hieß jetzt Adolf-Hitler-Straße, und der namenlose Platz bei der Polizei mit dem Kaiserdenkmal wurde zum Horst-Wessel-Platz – mit einer neu gepflanzten kleinen Hitler-Eiche und schützender Umzäunung drum herum.

All das konnte Elly ihrem Onkel Robert berichten. Trotz ihrer Jugend war sie keineswegs ahnungslos und hatte schon etliche politische Umwälzungen bewusst miterlebt. So kannte sie auch das sogenannte »Heimtückegesetz« und welche Auswirkungen es in ihrer Heimatstadt hatte. Nachdem es in Kraft getreten war, war jede mündliche oder schriftliche Kritik an der Regierung strafbar und wurde durch Sondergerichte, wie etwa den gefürchteten Volksgerichtshof, überwacht. Entscheidend war der »Führerwille«. Arbeiterzeitungen und entsprechende Flugblätter wurden verboten, es gab Hausdurchsuchungen in der Innenstadt, auf dem Sauerwasen und in der Hammerstatt. Vor allem KPD-Mitglieder wurden unerbittlich verfolgt. Manche versuchten, sich im nahe liegenden Moor, dem Schwenninger Moos, oder bei Freunden zu verstecken – oder aber in die nahe Schweiz zu entkommen. Die

Mehrheit der Bevölkerung schwiag dazu. Zu unzufrieden waren viele mit den letzten Jahren der Weimarer Republik, mit der Zersplitterung und dem Egoismus einzelner Gruppierungen, sodass das rücksichtslose gewaltsame Vorgehen durch die Nationalsozialisten hingenommen wurde.

Auch Ellys Vater, Mitglied im Kirchengemeinderat, hatte zuerst Hoffnungen auf Hitlers vermeintlich kirchenfreundliche Haltung gesetzt.

Weiter erinnerte sich Elly an Sparaufrufe, ständige Sammlungen der Hitlerjugend, Informationen über heimische Wildkräuter und Pilze und deren Verwendung ... und an den Ariernachweis, den Beamte und öffentliche Angestellte erbringen mussten, um weiterhin im Dienst bleiben zu können.

Man erzählte sich von Juden, die praktisch nicht gewusst hatten, dass sie welche waren, und in deren Leben das auch nie eine Rolle gespielt hatte – bis zu diesem Zeitpunkt.

Sie erinnerte sich auch sofort an Pfarrer Karl Knoch von der Johanneskirche – oder eben, wie die Schwenninger sagten: vom »Bretterkirchle«. Er galt allgemein als »der rote Pfarrer« – aufgeschlossen für die sozialen Fragen der Zeit –, der versuchte, die Arbeiter, bei denen zumindest die radikalen Anhänger kirchenfeindlich gesonnen waren, in die Kirche zu integrieren. Das gefiel durchaus nicht allen in der Gemeinde, vor allem den Älteren nicht. Ellys Vater war ein vorsichtiger Mann. Er meinte, Knoch sei zu radikal. Im September 1935 hatte Knoch auf eigenen Wunsch nach Esslingen am Neckar gewechselt.

So weit war Elly mit ihren Erinnerungen gekommen. Die letzte war das Sportfest der Hitlerjugend auf dem Sportplatz Waldeck gewesen. Eine gewaltige Inszenierung, die mit den pathetischen Worten eröffnet wurde: »Wie der Junge nach Kraft strebt, strebt das Mädle nach Schönheit!«

Aber das war Schwenningen, war Deutschland. Sie waren doch in Österreich. Ein souveräner Staat, das hatte ihr Vater bei der Abreise betont. Hitler hatte versprochen, dass Österreich unabhängig bleiben sollte, ganz klar.

Sie hob den Kopf und sah ihren Onkel fest an: »Was willst du eigentlich genau von mir wissen?«

*Es mag sein, dass Trug und List
eine Weile Meister ist;
wie Gott will, sind Gottes Gaben.
Rechte nicht um Mein und Dein;
manches Glück ist auf den Schein,
lass es Weile haben.*

(Rudolf Alexander Schröder, 1878–1962)

Ein unerwartetes Kennenlernen

.....

Eine Stunde später fand sich Elly an der Seite ihres Onkels vor einer anderen Haustür wieder, gar nicht weit entfernt, in der Rossau. Sie schwiegen, aber Elly konnte Onkel Roberts Anspannung fühlen. Sein Hut saß ihm fast auf den Augen, und er ließ den Daumen sekundenlang auf dem Klingelknopf liegen. Die Frau öffnete beinahe im selben Moment. Sie musste hinter der Tür gewartet haben. Der Flur dahinter lag im Dunkeln, und sie traten rasch an ihr vorbei ins Haus.

Erst im Wohnzimmer konnte Elly ihre Gastgeberin anschauen, eine schlanke Frau, vielleicht Mitte vierzig, in einem dunklen Wollkleid und dezenter Perlenkette. Sie streckte ihnen eine schmale, gepflegte Hand entgegen: »Ich danke Ihnen für Ihre Diskretion, Herr Berger. Und dass Sie Ihre Tochter mitgebracht haben!« Onkel Robert schien sich etwas zu entspannen. »Meine Nichte Elly, Frau Grünfeld. Sie hilft meiner Frau im Haushalt und ist informiert«, sagte er rasch. Dann holte er seine Kamera aus der Tasche. Elly hatte erwartet, er werde, wie bei sonstigen Aufträgen, seine schwere Ausrüstung mit Stativen und Belichtungsmesser

aus dem Atelier mitnehmen, aber er hatte lediglich eine kleine Rolleiflexkamera, zwei Objektive, mehrere Filmrollen und zwei verschiedene Vorsatzlinsen dabei, die Frau Grünfeld mit einem Kopfnicken registrierte. »Was möchten Sie gern abgelichtet haben?«, fragte Onkel Robert. Das Gesicht der Frau wurde ernst. »Am liebsten alles, aber wir werden uns auf unsere liebsten Stücke beschränken.«

Erst jetzt nahm Elly die Einrichtung wahr. Ein wuchtiges Büfett aus dunklem Holz mit geschnitzten Löwenkrallen als Füße, auf Spitzendeckchen eine Bowleschüssel aus Kristall mit Gläsern, gegenüber die passende Kredenz, daneben an der Wand ein dunkles Ölgemälde in Goldrahmen, hochlehnige, mit gestreiftem Samt bezogene Stühle um einen großen Esstisch. Die Möbel passten zum Kristalleuchter, zur hohen Stuckdecke und zu den dreiteiligen Fenstern. Weiße Flügeltüren öffneten sich zum benachbarten Herrenzimmer. Gediegener Wohlstand, so wie ihn auch Frau Grünfeld ausstrahlte, nicht prätentiv, aber standesbewusst. Es stimmte einfach alles.

Schweigend folgten sie der Dame des Hauses in den Flur. Eine Wand war mit nostalgisch bemalten Tellern dekoriert, gegenüber stand eine rote Sitzgarnitur und das Schönste: ein kunstvoll verzierter grüner Kachelofen in einer Ecke. Elly konnte ein Aufseufzen nicht unterdrücken. Frau Grünfeld wandte sich ihr mit einer schnellen Bewegung zu. Sekundenlang erhellte ihr Gesicht ein wehmütiges Lächeln, bevor sie wie hilflos die Schultern hob: »Schön, nicht wahr? Ich liebe es auch. Nie hätte ich gedacht, dass wir Abschied nehmen müssen.« »Vielleicht ist es ja nur für eine kurze Zeit?« Onkel Roberts Stimme klang unsicher: »Vielleicht sind Sie schneller wieder hier, als Sie denken ...« Frau Grünfeld hatte sich wieder in der Gewalt. »Vielleicht«, entgegnete sie knapp. »Aber, Herr Berger, wir hatten ja schon kurz darüber gesprochen: Mein Mann und ich verfolgen die Nachrichten aus

Deutschland genauestens. Von Dingen können wir Abschied nehmen. Schlimmstenfalls bleiben uns Ihre Fotografien als Andenken. Wir wollen den Tatsachen ins Auge sehen.« Plötzlich sah sie Elly scharf an, sodass diese unwillkürlich einen Schritt zurück machte: »Wenn Sie die Nichte von Frau Berger sind, sind Sie doch auch aus Deutschland, nicht wahr? Was geschieht in Ihrer Stadt mit den jüdischen Läden? Mit den Ärzten, den Anwälten, den Beamten? Ist es Ihnen egal?«

Noch nie in ihrem Leben hatte Elly sich so sehr gewünscht, der Erdboden würde sich unter ihren Füßen auftun. Sie konnte dieser schönen vornehmen Dame, die zwar ihre Haltung bewahrte, aber deren Stimme vor Zorn bebte, nicht ins Gesicht sehen. Tatsächlich hatte sie bisher noch nie Juden persönlich kennengelernt. In ihrer Heimatstadt war man zurückhaltend gewesen mit Parolen oder antisemitischen Plakaten, aber die eine oder andere Karikatur vom »Ewigen Juden« hatte sie schon wahrgenommen, dumme Sprüche und Gemunkel ... Elly spürte, dass ihr Gesicht feuerrot angelaufen war, als sie stammelte: »Ich ... Es ... Ähm ... Ich will nicht ...« Frau Grünfeld ließ die Schultern nach vorn fallen. Auf einmal sah ihr schönes Gesicht müde und resigniert aus. Sie winkte ab: »Lassen wir das. Herr Berger, wenn Sie mir bitte weiter folgen wollen?«

Sie stieg ihnen voraus eine läuferbedeckte Treppe ins Obergeschoss hinauf, als oben eine Mädchenstimme rief: »Mama? Hast du Besuch?« Ein junges Mädchen beugte sich von oben über das Treppengeländer. Sie hatte die gleichen weichen dunklen Haare wie ihre Mutter, war nur unbeschwerter, wie es schien. Frau Grünfeld wandte sich mit einer Handbewegung zu ihr um: »Meine Tochter Lea.«

Während die beiden Erwachsenen ins Schlafzimmer traten und Frau Grünfeld auf einen wuchtigen weißen Armstuhl wies, auf dem eine Puppe mit Porzellankopf und kalten blauen Glasaugen

lehnte, blieben Elly und die Tochter im Flur stehen. Lea streckte ihr die Hand entgegen und schnitt eine Grimasse: »Mama übertreibt. Kannst du Stenografie?« Elly nickte überrascht. Die andere grinste: »Eigentlich gehe ich noch aufs Gymnasium. Aber Mama meint, ich müsste mich aufs Berufsleben vorbereiten. Sterbenslangweilig! Hast du Lust, mir zu helfen?« Elly nickte wieder, vorsichtig. Sie erwartete, dass die Mutter aus dem Schlafzimmer schnellen würde, um irgendwelchen Vertraulichkeiten zwischen ihrer Tochter und der Deutschen zuvorzukommen. Aber Lea winkte ihr schon und nahm sie beim Arm: »Komm. Wir gehen in mein Zimmer.«

Eine halbe Stunde später verließen Elly und ihr Onkel das Haus Grünfeld so unauffällig, wie sie gekommen waren. In Ellys Kopf ging alles durcheinander. Schweigend gingen die beiden nebeneinanderher durch die erleuchteten Straßen. Schließlich wagte Elly zu fragen: »Was ist jetzt mit den Fotos? Du hast noch keine gemacht, oder?« Onkel Robert schien tief aus seinen Gedanken aufzutauchen. »Nein. Sie wollte kein Blitzlicht. Wegen der Nachbarn. Bei der Polizei gibt es auch schon immer mehr von diesen Nazis.« Er schien sich etwas zu entspannen. »Wir gehen am Dienstag um die Mittagszeit noch einmal hin. Du und Lea, ihr macht Stenografie, und ich weiß ja jetzt, was Frau Grünfeld aufgenommen haben will.« Elly biss sich auf die Unterlippe. »Denkst du, sie hat recht? Dass es wirklich so schlimm wird und sie alles verlieren und fortmüssen?« Ihr Onkel sah sie an. Sein Unterkiefer war so angespannt, dass seine Wangenknochen hervortraten. »Grünfelds haben Kontakte zu ihren Bekannten in Deutschland und ihr Mann ist geschäftlich sehr viel unterwegs. Viele Juden haben Deutschland bereits verlassen, wusstest du das nicht? Oder sie wollen es und versuchen alles.« Er seufzte tief: »Elly, die Grünfelds sind viel mehr Wiener als ich. Du hast ihr Haus gesehen. Seit Generationen wohnen sie dort. Ich bin als junger Fotograf hierhergekommen.

Wenn sie denken, dass sie ihre Heimat und ihren ganzen Besitz verlassen müssen, um mit dem nackten Leben davonzukommen, werden sie ihre Gründe haben. Zu viel will ich gerade gar nicht wissen.« Er seufzte noch einmal und stieß die Hände in die Manteltaschen. »Ich weiß nur, dass es das Einzige ist, was ich für diese Familie tun kann. Selbst wenn sie tatsächlich weggehen müssen, könnten die Fotos irgendwann als Beweise dienen, damit sie ihr Eigentum zurückfordern können.« »Hat Tante Julie Angst um dein Geschäft?«, traute sich Elly zu fragen. »Vielleicht. Egal! In Österreich gibt es mittlerweile viel zu viele Nationalsozialisten, auch wenn sie offiziell noch verboten sind. Deine Tante denkt so wie viele, dass das kleine Österreich den Anschluss an den großen Nachbarn Deutschland suchen sollte. Auf Mussolini und Italien kann man sich nicht verlassen, das ist mittlerweile klar.« Inzwischen waren sie fast zu Hause angelangt. »Elly ... Ich ... Also wir ...« »Ich weiß, Onkel Robert. Du warst mit mir in der Kärntner Straße bummeln, weil ich unbedingt wollte. Alles klar. Ich bin doch kein Kind mehr.«

*Und doch bleibt er nicht ferne,
ist jedem von uns nah.*

*Ob er gleich Mond und Sterne
und Sonnen werden sah,
mag er dich doch nicht missen
in der Geschöpfe Schar,
will stündlich von dir wissen
und zählt dir Tag und Jahr.*

(Jochen Klepper, 1903–1942)

Die Schwedische Israelmission

Bereits anderthalb Wochen später konnte sich Elly kaum noch vorstellen, wie einsam sie sich in Wien gefühlt hatte. Sie hatte das Gefühl, Lea Grünfeld bereits eine Ewigkeit zu kennen, und ihre Mutter schien sich vor allem darüber zu freuen, dass Ellys Besuche dafür sorgten, dass ihre Tochter in ihrem Zimmer blieb. Herrn Grünfeld hatte sie noch nicht kennengelernt.

Stenografieübungen für die Tochter eines Kunden waren eine ausgezeichnete Entschuldigung, um fast jeden Nachmittag der Wohnung ihrer Tante zu entkommen. Natürlich erst, nachdem sie ihre Aufgaben im Haushalt mit ganz neuem Schwung erledigt hatte. Elly war fasziniert vom Temperament und Übermut ihrer neuen Freundin. Lea hatte viel mehr als sie von ihrem Heimatland, aber auch von anderen europäischen Ländern gesehen. Sie kannte Theaterstücke, ging in Konzerte, sie dachte über vieles nach, was Elly, wie sie sich eingestand, eine neue Welt eröffnete. Lea schien sich auch nicht an Ellys Dialekt zu stören. Weil sie kein

Wienerisch konnte, hatte sie bisher immer versucht, so hochdeutsch wie möglich zu klingen, und manchmal ein amüsiertes bis befremdetes Lächeln geerntet. An diesem Nachmittag – es wurde schon allmählich dunkel und Elly wollte sich gerade verabschieden – fragte Lea plötzlich: »Bist du eigentlich evangelisch, Elly?« Elly war verduzt. »Ja, aber ich dachte, ihr seid Juden?« Lea lachte. »Davon hatte ich bis vor Kurzem nicht so viel gemerkt. Ich habe in der Schule eine richtig tolle Religionslehrerin. Sie macht donnerstags um 17 Uhr immer den Jugendkreis in der Schwedischen Israelmission in der Seegasse hier im Viertel. Wir diskutieren über alles Mögliche. Hast du Lust, mitzukommen?«

So kam es, dass Elly sich am nächsten Tag pünktlich vor dem Eingang des mehrstöckigen grauen Gebäudes gegenüber dem alten jüdischen Friedhof einfand. »Schwedische Mission« war darüber eingemeißelt. Sie war aufgeregt. Von diesem Besuch wusste auch Onkel Robert nichts, sie hatte ihm sicherheitshalber auch nichts angedeutet, weil sie bisher nicht den Eindruck gehabt hatte, dass sein katholischer Glaube ihm viel bedeutete, und Tante Julie war bei der Heirat ihm zuliebe konvertiert. Ein- oder zweimal hatte sie die beiden zu besonderen Anlässen in den Stephansdom begleitet. Zu Hause hatte sie kurz vor ihrer Abreise ganz frisch im Kreis der Kindergottesdiensthelferinnen gestartet. Es hatte ihr Spaß gemacht; man kam mal von zu Hause weg und die anderen Mädchen und Jungs in der Gruppe waren nett.

Inzwischen war auch Lea etwas atemlos eingetroffen. »Bin mal wieder zu spät dran, entschuldige! Komm, Frau Hoffer fängt gern pünktlich an.« Sie rannten die Treppen hinauf und setzten sich schnell auf zwei freie Stühle in einem großen schlichten Raum. Eine junge Frau in Rock und Strickjacke über der Hemdbluse kam auf sie zu, die dunklen Haare hochgesteckt. Ganz klar, die Lehrerin. Elly konnte sich sofort gut vorstellen, was Lea gesagt hatte:

Frau Hoffer sei streng, sie verlange Aufmerksamkeit und Mitdenken, aber »sie weiß unglaublich viel«. Elly hoffte nur, der strengen Lehrerin würde nicht auffallen, wie wenig sie selbst wusste – und das, obwohl ihr Vater im Kirchengemeinderat war und sie daheim von Kindesbeinen an jeden Sonntag in der Kirche mit dabei gewesen war. Sie schaute sich unauffällig um. *Sahen die jetzt alle irgendwie jüdisch aus? Würden sie auch alle so präzise registrieren, dass sie Deutsche war, wie Leas Mutter bei ihrem ersten Besuch? Wenn sie den Mund aufmachte, auf jeden Fall ...* Elly nahm sich vor, sich zurückzuhalten, was vermutlich nicht so schwierig war, wenn Lea hier auch so viel redete wie bei ihr zu Hause. Verstohlen sah sie sich im Raum um. Braune, blonde, dunkle Köpfe, Jungs und Mädchen, einige vermutlich in ihrem Alter, manche älter. Alle blätterten bereits in den verteilten Bibeln, suchten die angegebene Stelle und schienen ganz bei der Sache zu sein. Zu Beginn sprach Frau Hoffer ein kurzes Gebet, dann sangen sie gemeinsam ein Lied.

Es ging an diesem Tag um den letzten Abschnitt des 8. Kapitels des Römerbriefes. Elly war fasziniert von der Kraft der Sprache in diesen Versen. Beschämt gestand sie sich ein, dass sich ihr Bibelwissen bisher weitgehend auf die Geschichten aus dem Kindergottesdienst beschränkt hatte. Sie hatte sie gemocht, sie waren spannend und zugleich vertraut. Aber noch nie hatte etwas sie so berührt wie diese Worte: *»Wer will uns scheiden von der Liebe Christi? Trübsal oder Angst oder Verfolgung oder Hunger oder Blöße oder Gefahr oder Schwert? Wie geschrieben steht: ›um deinetwillen werden wir getötet den ganzen Tag; wir sind geachtet wie Schlachtschafe.« Aber in dem allen überwinden wir weit durch den, der uns geliebt hat. Denn ich bin gewiss, dass weder Tod noch Leben, weder Engel noch Mächte noch Gewalten, weder Gegenwärtiges noch Zukünftiges, weder Hohes noch Tiefes noch eine andere Kreatur uns scheiden kann von der Liebe Gottes, die Christus Jesus ist, unserm Herrn« (Römer 8,35–39).*

Hörte sie das wirklich zum ersten Mal? Vermutlich nicht, aber Elly fühlte sich ganz tief in ihrem Inneren angerührt. Das war kein allgemeines »Brüder, überm Sternenzelt muss ein lieber Vater wohnen«. In den Worten lag eine Lebendigkeit und eine Kraft, die etwas in ihr zum Klingen brachte. Sie ahnte, dass dies die Antwort sein könnte auf die Fragen, die seit dem ersten Besuch bei Grünfelds in ihr nagten: *Wenn das stimmt, dass Gottes Liebe so stark ist, was ist dann, wenn alles aus den Fugen gerät, wenn Dinge sich anbahnen, die unverständlich, beängstigend und einfach nur ungerecht sind? Ist der kleine Mensch nicht einfach letztendlich doch der Willkür und Macht der Großen ausgeliefert? Und wo zeigt sich darin dann Gottes Liebe?* Die Antwort auf diese Fragen schien von großer Bedeutung zu sein. *Denn wenn das wahr war, was in diesem Bibelabschnitt im 8. Kapitel des Römerbriefes stand, dann entschied sich daran die Frage, ob Gott der Herr war für Zeit und Ewigkeit.*

Dann musste sie, Elly Haller, dem aber auch weiter nachgehen. Dann war das hier ein Anfang. Dann konnte Gott in ihrem eigenen Leben auch nicht mehr nur so eine Nebenrolle spielen, für den Kirchengang am Sonntagvormittag. Wenn das wirklich stimmte, dann war das ein lebendiger, mächtiger, ewiger Gott, dem man sich auch dann getrost anvertrauen konnte, wenn Dinge sich so entwickelten, dass sie einem Angst machten.

Elly war so in Gedanken versunken, dass sie erst jetzt richtig zur Kenntnis nahm, dass im Kreis bereits ein Gespräch über den Text im Gang war. »Es kann sein«, sagte Frau Hoffer gerade »dass viele unter uns einer Zeit entgegengehen, in der sie sich nicht mehr vorstellen können, dass Gott Liebe ist.« Jetzt war sie keine strenge Lehrerin mehr. Elly spürte, dass hier ein Mensch war, der selbst ernstlich besorgt war, aber nicht um sich selbst. Das Leid der anderen schien ihr sehr bewusst zu sein. Sie vermittelte nicht irgendwelche Informationen, sondern sie wollte den jungen Menschen

im Raum etwas weitergeben, das sie als unverlierbaren Schatz mit sich nehmen konnten – egal, was sie Schweres erleben würden. Elly sah es in ihren Augen, in ihrer Haltung. Es berührte sie. Auf einmal durchströmte sie eine tiefe Dankbarkeit gegenüber Lea, die sie mit hierhergenommen hatte. Sie sah die Freundin von der Seite an, und Lea erwiderte ihr Lächeln so strahlend und unbekümmert wie immer.

Dann war die Stunde vorbei, Bibeln und Liederbücher wurden eingesammelt, Stühle scharrten über den Boden. Ein allgemeines Stimmengewirr erhob sich. Die jungen Leute hier waren anscheinend sehr vertraut miteinander. Schon wurde auch wieder gelacht. Elly sah sich um. Plötzlich stand Frau Hoffer vor ihr. »Du bist neu, oder? Die Freundin von Lea Grünfeld aus Deutschland? Sie hatte erwähnt, dass sie jemand mitbringen will.« Elly wusste nicht wohin mit ihren Händen. Sie konnte dieser Frau nicht ins Gesicht sehen. Sie stammelte ihren Namen und dass sie ihrer Tante im Haushalt half. »Gut, dass du den Weg hierher gefunden hast, Elly. Wir brauchen junge Menschen wie dich, hier in Wien und auch wenn du wieder zu Hause bist.« Frau Hoffers Stimme war voller Wärme. Sie schien über Ellys plötzliche Verlegenheit nicht überrascht zu sein, nickte ihr noch einmal zu und wandte sich der kleinen Gruppe junger Leute neben ihr zu.

Ein paar Minuten später eilten Elly und Lea die Straße entlang. »Sie ist beeindruckend, nicht?«, brach Lea das Schweigen. »Sie ist unglaublich klug. Und mutig. Sie hat ein kleines Buch geschrieben mit drei anderen Theologen, ›Evangelisches Christentum‹, für Juden, die konvertieren wollen. Das tun viele, nicht nur aus Glaubensgründen, sondern weil sie denken, dass sie dann nicht mehr als Juden angesehen und benachteiligt werden. Den Nationalsozialisten hier hat manches darin gar nicht gefallen. Aber sie sagt, was sie denkt. Meine Mutter ist so begeistert von ihr.« »Gehen